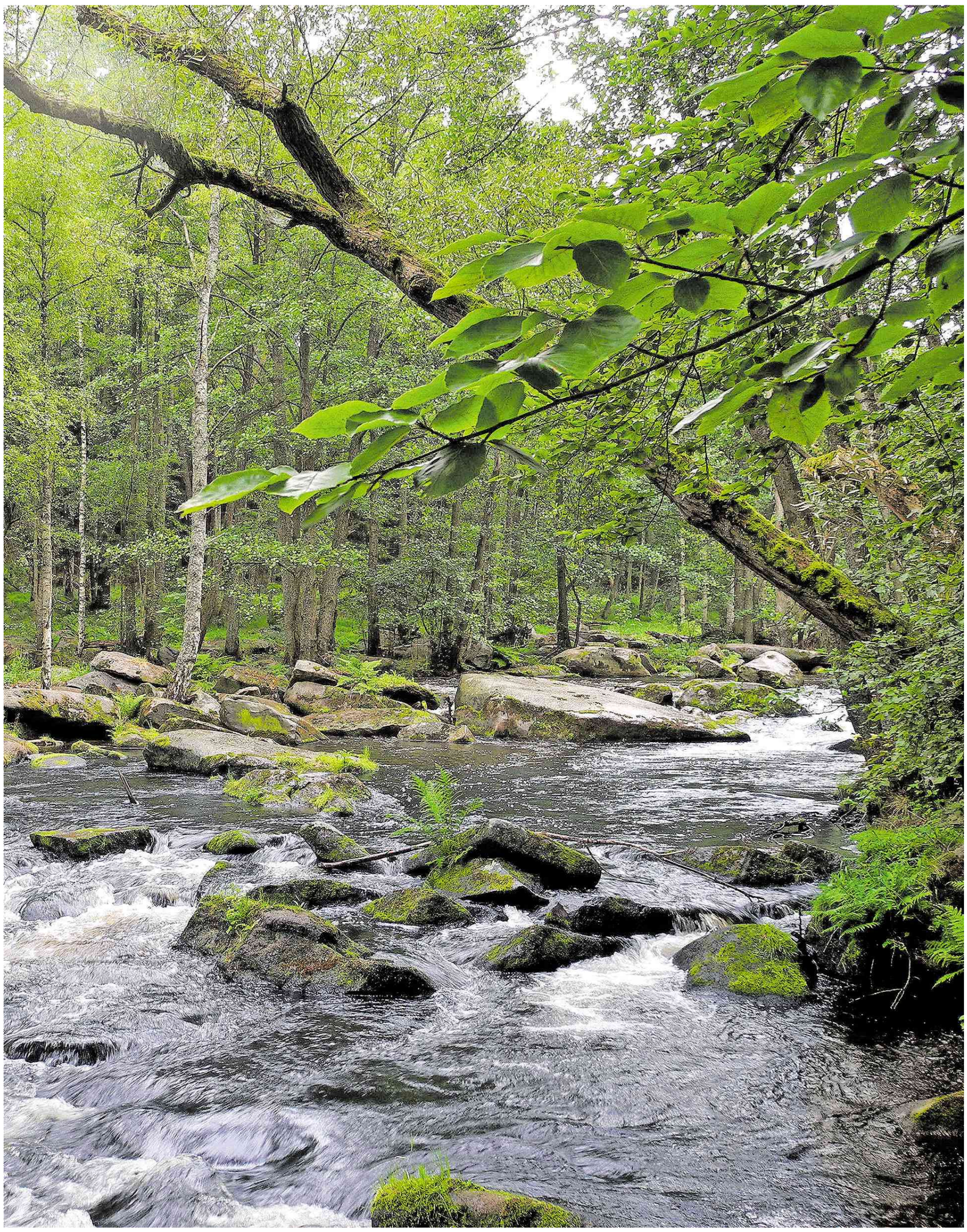
Diese wilde, bescheidene Schönheit

Für die Tschechen ist die Moldau viel mehr als nur ein Fluss. Sie ist das Rückgrat ihrer Nation und das Zentrum ihrer Seele, wird heißgeliebt und hochverehrt – nicht erst seit Smetanas sinfonischer Dichtung.

Von Arthur Schnabl



Ein munteres Flüsschen, *kein majestätischer Strom wie in Prag: Mit ihrer Kraft und ihrem Temperament hat die junge Moldau in hunderttausendjähriger Arbeit das Granitmassiv der Teufelsmauer durchbrochen.*

Foto Arthur Schnabl

Der Ort, an dem sie geboren wird, heißt Zur Toten Au. Aber nur in den Augen der Bauern waren die ständig überschwemmten, unfruchtbaren Sumpfwiesen tot. Wer Sinn für Naturschönheit hat, ist dagegen bezaubert von diesem Natur- und Wasserreservat im Böhmerwald. Die Moldau beginnt ihr Leben zwischen bunten Blumenwiesen, raschelndem Ried und feuchten Erlenufern. Die Schöne ist eine böhmische Wassernixe, eine Rusalka. Will man ihr huldigen, kann man sich schnell nasse Füße holen.

Ihre Eltern, die sich in der Toten Au vereinen, sind binational. Die „Kalte Moldau“ schlängelt sich aus Bayern ein, die kräftigere „Warme“ windet sich aus dem oberen Böhmerwald hierher. Beide sind labilen Gemüts, sie können oder wollen nicht die Richtung halten. Auch die berühmte Tochter wird diesen Charakterzug erst spät ablegen. Beide Flüsschen sind ausgesprochen schön, und auch das werden sie ihrem Kind weitergeben. Einmal die Tote Au auf der Warmen Moldau zu befahren, ist für viele Tschechen ein Traum. Sie sind ja Wassernarren und oft im Kanu groß geworden, wie die kleinen Köpfe zeigen, die zwischen den Eltern kaum über den Bootsrand heraus grinsen können. Die Tote Au ist streng geschützt, erste Zone im Nationalpark Böhmerwald, Aussteigen verboten, kein Campen. Nur paddeln, spüren, wie das Wasser trägt, und den Bibern zusehen, die das Kanu als nahen Verwandten betrachten. Unterwegssein, Herumstromern mit einfachsten Mitteln: eine schöne tschechische Tradition, die sich bis jetzt ungebrochen hält, wie die entlegenen Bahnhöfchen zeigen, in denen junge Leute mit riesigen Rucksäcken auf kleine Züge warten.

Zwei natürliche Quellen also hat die Moldau. Aber es gibt noch eine dritte, die eigentliche. Es ist der Ort, an dem der musikalische Mythos entspringt. Fünfzehn Kilometer nördlich, an der Vinzenzsäge, sprudelt der Kieslingbach in die steinübersäte Vydra und zeugt einen neuen Fluss, die goldführende Otava, die „Reiche“, wie ihn schon die Kelten nannten. Seit zwei Jahrhunderten nutzt die Vinzenzsäge ihre Wasserkraft. Murmeln, sprudeln, rauschen, donnern: Das Wasser hat hier viele Töne. Töne, die Bedrich Smetana zu seinem ewigen Klassik-Hit inspirierten. Im Jahr 1867 verbrachte er hier seinen Urlaub, es waren glückliche Tage. Seinen Welterfolg komponierte er allerdings, völlig ertaubt, erst sieben Jahre später. Doch seinem inneren Ohr gelang es, Natur, Geschichte und Nation in einmaliger Weise zu vereinen. Seither ist „Die Moldau“ der Inbegriff alles Böhmischen.

Seither gibt es zwei „Moldaus“, und auch sie fließen untrennbar ineinander, der Fluss und die Musik, vor allem dort, wo sich langsam das Moldau-Tal weitet, beim ehemaligen Glasmacherdorf Lenora. Hier kann man sich der breiten Melodie Smetanas beim besten Willen nicht mehr entziehen. Rechts die Gipfel des Böhmerwaldes, in der Talmitte „die träge silberne Schlange“, wie Adalbert Stifter die Moldau nannte, der sie quasi vor der Haustür hatte. Jetzt aber liegt die Schlange am Grund des Lipno-Stausees, der in den fünfziger Jahren entstand und die Ufer in zwei Kontinente teilte, in bewohntes Land und in ein militärisches Niemandsland, das bis zur österreichischen Grenze reichte. Heute ist das linke Seeufer zum manchmal überlaufenen Urlaubsgebiet geworden, das man gerne hinter sich lässt.

Auch die Moldau scheint erleichtert zu sein, wenn sie nicht mehr als Urlaubsparadies dienen muss. Hinter der Staumauer sprudelt sie wieder fröhlich vor sich hin. Es zieht sie nach Westen, in unendlicher Arbeit hat sie das Granitmassiv der Teufelsmauer durchbrochen und fädelt nun zauberhafte Orte auf ihr silbergrünes Band, eine kostbare Kette aus Gotik, Renaissance und Barock: Frymburk mit seiner Minifähre, Kloster Hohenfurth mit seiner Barockbibliothek, vor dem Teufel gerettet durch einen Hahnenschrei, das winzige Rožmberk mit seinem riesigen Schloss, das an das südböhmische Geschlecht der Rosenberger erinnert, und am Ende die überwältigende Apotheose aller Schönheit: Krumau, tschechisch Český Krumlov, wie ein Edelstein in einer Fassung aus grünem Waldglas. Und wieder ist es die unstete Moldau, die dieses Wunder hervorgebracht hat. Zwei bizarre Schlingen formt sie, in die sich die beiden Stadtteile schmiegen, eine Acht aus Wasser, im einen Auge die Burgstadt, im andern die Bürgerstadt, an jedem zweiten Haus die fünfblättrige Rose, das Wappen der Rosenberger.

Eigentlich könnte es hier enden. Was kann nach Krumau noch kommen? Aber Flüsse sind eigenwillig, erst recht die Moldau, diese exzentrische Schöne. Schon vor Krumau hat sie ihre Meinung wieder einmal geändert und ist mitten im Wald ohne Vorwarnung plötzlich um neunzig Grad nach Norden abgebogen. Diesmal tut sie es konsequent. Was hat diesen Meinungsumschwung bewirkt? Besonders hartes Urgestein, sagen die Geologen. Patriotische Gründe, meinen erleichterte Tschechen, denen sonst ihr Nationalfluss abhandengekommen wäre. Schließlich ist die Schwenkung nur sieben Kilometer von der österreichischen Grenze entfernt. Und sie ist ja noch nicht einmal in Budweis gewesen, geschweige denn im zweihundert Kilometer entfernten goldenen Prag, wohin sie ja muss, um Meister Smetanas willen, der ihr für die Hauptstadt eine musikalische Apotheose ohnegleichen komponiert hat.

Es ist, als ob aus einer unsicheren Jugendlichen plötzlich eine verantwortungsvolle Erwachsene geworden wäre. Ihre Schönheit wird ernster. Zahlreiche Burgen, hoch über der Moldau gelegen, halten Wache. Besonders eindrucksvoll ist der Maidenstein der Rosenberger, in dessen Ruinen man sich wie eine Maus vorkommt. Aber auch reiche Städte und bequeme Schlösser geben der Moldau nun eine gewisse Breite. Was will man auch von Budweis, der Bierstadt mit ihrem riesigen, laubenumsäumten Marktplatz, erwarten? Die Masné krámy, die ehemalige Fleischbank, bestätigt alle böhmischen Stereotype: Schweinebraten, Entenbraten, Gulasch und frischgezapftes Budweiser gibt es hier. Es ist die Region des braven Soldaten Schwejk, der sich auf der scheinheilig eifrigen Suche nach seinem Regiment in den südböhmischen Dörfern herumtreibt. Die musikalische Passage „Bauernhochzeit“ aus der „Moldau“ mit ihrem stampfenden Polka-Rhythmus kann aber nur noch Vergangenes illustrieren. Die meisten der wunderbaren Barockhöfe sind bis zur Unkenntlichkeit modernisiert. Findet man doch einen, möchte man ihn streicheln vor Rührung.

Aber was soll man erst zu Schloss Hluboká sagen? Wenn die Nebel aufsteigen, thront der Stolz Südböhmens wie eine schimmernde Fata Morgana über dem Fluss. Im neunzehnten Jahrhundert hat ein Fürst Schwarzenberg seinen alten Barockkasten für seine anglophile Gattin in ein pseudogotisches Tudor-Märchen verwandelt – Windsor in Böhmen und die Moldau als Themse. Aber gelassen zieht sie darunter vorbei und schlägt nicht einmal einen Bogen. Sie ist nun erwachsen und selbstbewusst.

Und wie es so ist, wenn man eine gewisse Bedeutung erreicht hat: Jetzt kommen von allen Seiten Flüsschen, um sich der Moldau anzudienen und ihre Größe zu steigern, von rechts die freundliche Lužnice, bei vielen tschechischen Wanderkanuten sogar beliebter als die Moldau. Schließlich hat sie der Prager Autor Ota Pavel zum Paradies erklärt. Sein Büchlein „Wie ich den Fischen begegnete“ sollte man mit Vorsicht lesen: Pavel kann selbst das Kentern zum erstrebenswerten Zustand schreiben, zumindest dann, wenn man sich am Ufer bei Gitarrenmusik und Bier am Feuer trocknen lassen kann.

Dann kommt von links aus dem Böhmerwald die schon erwähnte „Reiche“, die Otava, die sich bei der königlichen Burg Zvíkov mit ihrer großen Schwester vereint. Der Palast dieser Premyslidenmachtstätte offenbart die einstige europäische Bedeutung Böhmens. Leider sind die gut erhaltenen Fresken in Kapelle und Festsaal von Restauratoren im neunzehnten Jahrhundert arg verbessert worden. Hier sieht die Moldau aus wie eine aufgeblähte Riesenschlange, die erfolgreich ihre Beute verschluckt hat. „Kaskade“ nennt man euphemistisch die Folge von sieben länglichen Stauseen, die den mittleren Lauf der Moldau zu einem breiten Strom werden lassen, einem Strom für elektrischen Strom. Das Kernkraftwerk Temelín braucht das Moldau-Wasser für seine vier riesigen Kühltürme, die unbestreitbar eindrucksvoll die flacher werdende, südböhmische Landschaft dominieren. Eine furchteinflößende Burg der Moderne. Unwillkürlich zieht man den Kopf ein, wenn man daran vorbeifährt.

Aber selbst jetzt, in gebändigtem Zustand, windet und schiebt und verzweigt sich dieser erstaunliche Fluss weiter in vielfältigen Schlingen bis in entlegene Seitentäler hinein. Am besten sieht man das von oben, etwa von „Smetanas Blick“, einer engen Felsnase, auf der der Komponist gesessen haben soll, ein Bild für Instagram. Hier bekommt man einen Eindruck von der ewigen Urkraft, mit der sich die Moldau fast zweihundert Meter tief in den böhmischen Granit geschnitten hat. Auf der jenseitigen Halbinsel, die der Fluss ausschneidet, sieht man die winzigen Würfel vieler Wochenendhäuschen. Das ist die andere Seite der tschechischen Seele, die Antithese zum Stromern: das kleine Glück auf engem Raum und am liebsten an einem Fluss, um die Kanus vorbeiziehen zu sehen, vermutlich.

Hier ist vom wilden Naturfluss nicht mehr viel zu sehen. Aber immerhin, hören kann man ihn noch. Gut, dass es die zweite, die musikalische Moldau gibt. Da überschlagen sich die Töne urplötzlich nach einem grollenden Paukenwirbel und schäumen mit fast erschreckender Wildheit auf. Es ist die musikalische Darstellung der St.-Johann-Stromschnellen, denen vor der Regulierung jedes Jahr einige Flößer zum Opfer fielen. Flöße waren die einzige Möglichkeit, den Fluss als Verbindung zwischen dem Böhmerwald und Prag zu nutzen, ein gefährliches Geschäft, bei dem man ganze Baumstämme im Sechserpack bis Prag und dann weiter die Elbe hinauf bis Hamburg flößte.

Viele der riesigen Böhmerwald-Tannen fanden sich als Masten auf Hochsee-Schonern wieder. So gelangte Böhmen doch ans Meer, wie es in Ingeborg Bachmanns berühmtem Gedicht heißt. Schön wäre es jetzt schon, bis Prag auf dem Fluss zu fahren. Doch über den Orlík-Stausee schippert nur ein Ausflugsdampfer zwischen Burg Zvíkov und Schloss Orlík, das sich heute wieder im Besitz der Schwarzenberg-Familie befindet. Die Moldau ist einfach nicht zum Packesel geboren. Sie trägt nur Kanus und kleine Hausboote. Für eine Flussreise eignet sich die Eigenwillige nicht.

Erst dreißig Kilometer vor Prag besinnt sie sich auf eine gewisse würdige Geradlinigkeit. Bald strömt sie am berühmten Zisterzienserkloster Zbraslav vorbei und bekommt noch einmal Verstärkung von links, von dem westböhmischen Fluss Berounka, damit sie nun in voller Pracht in Prag einziehen kann, unter dem Blick der Hohen Burg, die über dem rechten Moldau-Ufer thront. Hier oben lokalisiert die Gründungslegende den Ursprung der Stadt Prag. Hier sah die Fürstin Libuše „eine Stadt, deren Ruhm bis zu den Sternen reichen wird“, weshalb man den kleinen Friedhof der Hohen Burg um 1870 zur tschechischen Ruhmesstätte erklärte. Hier drängeln sich nun die Berühmten und Pseudoberühmten einer kleinen Nation in der Atmosphäre eines besseren Dorffriedhofs: Jan Neruda, Alfons Mucha, Božena Němcová, Karel Čapek, Antonín Dvořák und natürlich der Meister der „Moldau“, der hier 1884 begraben wurde.

Seinen wohl zu bescheiden ausgefallenen Obelisken hat man vor einigen Jahren um zwei Seitenteile erweitert, auf denen nun der Anfangstakt der „Moldau“ steht, die zum Ruhm Prags mindestens so viel beigetragen hat wie die Fürstin Libuše. In ihren nicht enden wollenden, pathetischen Schlussakkorden vereinen sich Natur und Geschichte endgültig zum mythischen Gebilde. Auch Bertolt Brecht spürte diese historische Kraft und machte aus der Moldau den Fluss der Veränderung: „Am Grunde der Moldau wandern die Steine, es liegen drei Kaiser begraben in Prag, das Große bleibt groß nicht, und klein nicht das Kleine.“ Keine Stadt der Welt hat eine solche Hymne, nicht Wien mit dem leichtfertigen Donau-Walzer, nicht Paris mit seinen sentimentalen Seine-Schlagern, von London gar nicht zu reden. Nicht umsonst wird sie in den Flugzeugen der Czech Airlines beim Landeanflug auf Prag gespielt.

Ist es da von Bedeutung, dass die Moldau wie aus Versehen noch über Prag hinausfließt? Was soll sie dort? Sie ist doch schon angekommen in ihrer Stadt. Aber sie will wohl zu ihrer kleinen böhmischen Schwester Labe, die aus dem Riesengebirge kommt. Dreißig Kilometer hinter Prag fallen sich die beiden Rusalkas in die Arme, beim hübschen Städtchen Melnik, in dem unter dem Lobkowicz-Schloss der einzige böhmische Weinberg liegt. Und dort, vielleicht unter dem Einfluss des Weins, kommt es zum ungeheuerlichen Familien-Betrug. Denn die kleine Labe ist ja nichts anderes als die Elbe, die hier die größere Schwester einfach verschwinden lässt und als Elbe weiterfließt, als wäre nichts geschehen, über Dresden bis Hamburg. Nach allen geographischen Benennungsregeln müsste aber die größere Schwester ihren Namen bis nach Hamburg tragen dürfen. Das muss man sich mal vorstellen: Dresden wäre ein Moldau-Florenz, und Hamburg hätte eine Moldauphilharmonie.

Nein, es ist besser, wie es ist. Nicht übermütig werden, sondern böhmisch bleiben, klein, aber tiefgründig, wie Smetanas Moldau. Das hat mehr Charme.